

(Nachdruck verboten.)

5)

## Das Geld.

Roman von Emile Zola.

Saccard erkannte plötzlich den Kommissär Massias, der eiligst die Stufen heruntergerannt kam und in seinen Wagen sprang, worauf der Kutscher das Pferd antrieb.

Nun fühlte er seine Fäuste sich ballen. Heftig riß er sich los und schritt über die Rue Vivienne der Ecke der Rue Feytaud zu, wo Buschs Wohnung sich befand. Der russische Brief war ihm mittlerweile wieder eingefallen.

Als er hineingehen wollte, grüßte ihn ein junger Mann, der vor dem Papierladen im Erdgeschoß aufgepflanzt war. Er erkannte Gustav Sedille, den Sohn eines Seidenfabrikanten der Rue des Zedneurs, der von seinem Vater bei Mazaud untergebracht worden war, um das Triebwerk des Finanzwesens zu studieren. Er lächelte dem eleganten großen Jungen väterlich zu, denn er dachte sich wohl, weshalb er hier Posten stand. Die Papeterie Conin nämlich versah die ganze Börse mit Notizbüchern, seitdem die kleine Frau Conin im Geschäft mithalf. Der dicke Conin, ihr Mann, kam nie aus dem Nebenzimmer hervor, wo er mit der Fabrikation sich abgab, während sie immerfort ab und zu ging, die Kundschaft bediente und die Ausgänge besorgte. Rundlich, blond, rosenwangig, ein wahres Lodenlämmchen mit Seidenhaar, war sie sehr liebenswürdig, sehr einschmeichelnd und allzeit fröhlich gestimmt. Sie liebte ihren Gatten, sagte man, was sie indes nicht abhielt, mitunter gegen einen Kunden aus der Börsenwelt zärtlich zu sein, wenn er ihr zusagte. Jedenfalls mußten die Glücklichen dankbar und verschwiegen sein, denn sie blieb umschwärmt und gefeiert, ohne das geringste böse Gerücht über sie. Das Papiergeschäft blühte glücklich weiter und war eine förmliche Goldgrube.

Beim Vorübergehen sah Saccard, wie Frau Conin durchs Ladenfenster Gustav zulächelte. Welch nettes Lämmchen! Er empfand ein wonniges Nieseln. Schließlich ging er hinauf zu Busch.

Seit fünfzehn Jahren hatte Busch ganz oben im fünften Stock eine enge Wohnung von zwei Zimmern mit Küche inne. Aus Nancy gebürtig, von deutschen Eltern stammend, war er aus seiner Vaterstadt hierher gezogen. Obwohl er nach und nach seinen Geschäftskreis zu einer ungewöhnlichen Mannigfaltigkeit erweitert hatte, hatte Busch noch nie das Bedürfnis nach größeren Räumlichkeiten empfunden, sondern vielmehr seinem Bruder Sigismund das Zimmer auf die Straße überlassen. Er begnügte sich mit dem Zimmerchen nach dem Hof, in welchem Papiere, Aktienbündel und allerlei Pakete sich dermaßen aufstapelten, daß dem Schreibtisch gegenüber gerade für einen einzigen Stuhl Platz übrig blieb. Wohl eines seiner bedeutendsten Geschäfte war der Schacher mit entwerteten Papieren; hierfür war er der geschäftliche Mittelpunkt, der Vermittler zwischen der kleinen Börse der „Feuchten Fische“ und den Bankrottierern, die in ihrer Bilanz Löcher auszustopfen haben. Deshalb verfolgte er eifrig die Kurse, kaufte manchmal direkt ein und vermehrte vor allem sein Lager durch die Vorräte, die man ihm ins Haus brachte. Aber abgesehen vom Bucher und einem ausgedehnten geheimen Handel mit Goldwaren und Edelsteinen gab Busch sich besonders mit dem Ankauf von Ausständen ab. Diese füllten sein Zimmer, daß die Mauern schier aus den Fugen gingen, und dieses Geschäft jagte ihn durch die vier Ecken von Paris. Immerfort lauert und spähernd, unterhielt er heimliche Beziehungen in allen Geschäftskreisen. Sobald er von einem Konkurs hörte, eilte er flugs herbei, schlich um den Massenverwalter und kaufte schließlich alles, was nicht unmittelbar zu verwerten war. Stets hatte er ein Auge in den Geschäftsbüchern der Notare, wartete auf Eröffnung schwieriger Erbschaften und wohnte den Versteigerungen verzweifelter Außenstände bei. Er ließ selbst Anzeigen drucken und lockte so ungeduldige Gläubiger herbei, die lieber einige Groschen sofort einnehmen, als sich der Mühe und Gefahr aussetzen wollen, ihre Schuldner gerichtlich zu verfolgen. Aus diesen vielfältigen Quellen kamen Papiere herbeigeblüht, ganze Körbe voll, so daß der Hause dieses Lumpensammlers der Schuldenwelt fort und fort wuchs: unbezahlte

Wechsel, nicht erfüllte Verträge, verfallene Schuldscheine, nicht eingehaltene Verpflichtungen. Hierauf ging es ans Sortieren, begannen die Glücksgriffe in diese überriechenden Küchenabfälle, was eine besonders feine Spürnase erforderte. Aus diesem Ocean von verschollenen oder nicht zahlungsfähigen Gläubigern und Schuldneren mußte man eine Wahl treffen, um seine Mühe nicht zu verzetteln. Im allgemeinen nahm er den Grundsatz zur Richtschnur, daß jeder Ausstand, selbst der gefährdetste, einmal wieder gut werden kann, und hatte daher eine Reihe vorzüglich geordneter Aktenbündel, denen ein Namensverzeichnis entsprach, das er von Zeit zu Zeit zur Auffrischung des Gedächtnisses wieder durchlas. Unter den Zahlungsunfähigen aber ging er natürlich denen am eifrigsten nach, die nahe Aussichten auf Vermögenszuwachs besaßen. Seine Nachforschungen legten alle Verhältnisse bloß, drängten sich in die Familiengeheimnisse ein; er notierte sich reiche Verwandtschaften, etwaige Existenzmittel, vor allem Neuanstellungen, welche die Beschlagnahme von Gehältern gestatteten. Oft ließ er jahrelang einen Mann reif werden, um ihm beim ersten Erfolg den Hals abzuschneiden. Verschollene Schuldner stachelten seinen Eifer bis zur Leidenschaft, warfen ihn in unausgesetzte fieberhafte Nachforschungen; nach den Schildern, nach den in Zeitungen gedruckten Namen spähte er und spürte Adressen aus, wie ein Hund das Wild. Hatte er die Verschollenen und Zahlungsunfähigen einmal, dann wurde er zum Raubtier, fraß sie auf mit lauter Unkosten, saugte sie bis aufs Blut aus, zog hundert Frank aus dem, wofür er zehn Sous bezahlt hatte, und begründete dies unumwunden mit seinen Spielverlusten, mit der Notwendigkeit, an denen, die er packen konnte, zu verdienen, was er angeblich an denen verlor, die ihm wie eitler Rauch zwischen den Fingern verflohen.

In dieser Jagd nach den Schuldnern war die Mèchain eine von Buschs brauchbarsten Stützen. Wenn er nämlich eine kleine Schar von Treibern in seinem Dienst haben mußte, lebte er in stetem Mißtrauen gegen dieses übelberüchtigte und ausgehungerte Personal; die Mèchain dagegen hatte Haus und Hof, sie besaß hinter der Butte Montmartre ein ganzes Viertel, die Cité de Naples, einen gewaltig großen Baugrund mit wackeligen Hütten, die sie monatweise vermietete, eine Ecke des Glends, wo ein Haufe ausgehungertes Menschen im Schmutz hauste, in wahren Schweinshöhlen, um die man sich riß, und aus denen sie ohne Erbarmen die Mieter nebst ihrem Plunder hinaussetzte, sobald sie nicht mehr zahlten. Was ihre Einnahmen auffraß, ihren Gewinn aus diesen Mietskasernen aufzehrte, das war die unfelige Leidenschaft fürs Spiel. Auch sie fand Geschmack an den Wunden, die das Geld geschlagen, an den Ruinen und Feuerbrünsten, bei denen man vom Feuer halbgeschmolzene Kostbarkeiten stehlen kann. War sie von Busch mit Einziehen einer Auskunft, mit dem Ausspüren eines Schuldners betraut, dann legte sie manchmal eignes Geld darauf und verwendete ihre Zeit, um der bloßen Lust willen. Sie gab sich als Witwe aus, aber niemand hatte ihren Mann gekannt. Woher sie kam, wußte man nicht; immer hatte sie ausgesehen wie eine Fünfzigjährige, mit ihrem strohenden Fett und ihrem dünnen Stimmchen.

Sobald die Mèchain auf dem einzigen Stuhle saß, war Buschs Zimmer ausgefüllt, gleichsam versperrt durch diesen hierher verschlagenen Fleischlumpen. Vor seinem Schreibtisch saß Busch wie gefangen und begraben, nur sein eckiger Schädel tauchte aus dem Aktenmeer hervor.

„Hier!“ sagte er und entledigte ihre alte Ledertasche des unmäßig großen Papierhaufens, der sie anschwellte. „Hier ist, was mir Faveur aus Vendôme schickt . . . Er hat alles für Sie angekauft bei dem Bankrott Charpier, die Sie ihm durch mich bezeichnet hatten . . . Es macht hundertundzehn Frank.“

Faveur, den sie ihren Better nannte, hatte neuerdings ein Rentenauszahlungs-Geschäft dort in Vendôme gegründet. Sein vorgerichtiges Geschäft war die Auszahlung der Coupons und Gelder der kleinen Rentner der Umgegend. Mit diesen anvertrauten Coupons spielte er aber leidenschaftlich an der Börse.

„Es ist nicht viel los mit der Provinz,“ murmelte Busch, „aber hier und da macht man doch einen Fund.“

Er beschneiffelte die Papiere, fortierte sie schon mit kundiger Hand und ordnete sie oberflächlich nach der ersten Schätzung, nach dem Geruch. Dabei umwölkte sich sein breites Gesicht, und enttäuscht spitzte er den Mund.

„Gm, nicht viel Zeit dabei, nichts zu beifien! Zum Glück hat das nicht viel gekostet . . . Da sind Wechsel, wieder Wechsel . . . Wenn sie von jungen Leuten stammen und diese nach Paris gekommen sind, dann erwidern wir sie vielleicht noch . . .“

Jetzt unterdrückte er einen leisen Ausruf des Erstaunens. „Et, was ist denn das?“

Er hatte soeben unter einem Stempelbogen die Unterschrift des Grafen Beauvilliers gelesen; das Blatt enthielt nur folgende drei Zeilen in plumper, zitternder Schrift: „Ich verpflichte mich, an Fräulein Léonie Cron am Tage ihrer Volljährigkeit die Summe von zehntausend Frank aus-zuzahlen.“

„Graf Beauvilliers?“ wiederholte er langsam, indem er laut dachte; „ja, einst hat er Güter gehabt, eine ganze Domäne in der Nähe von Vendôme, ist dann bei der Jagd verunglückt und hat eine Frau und zwei Kinder in Geldnot hinterlassen. Früher habe ich Wechsel von ihm gehabt, die nur mit Schwierigkeiten bezahlt wurden . . . Ein Schwindler, nicht viel wert!“

Plötzlich lachte er laut auf: er hatte sich die Geschichte zurechtgelegt.

„O, der alte Gauner, er hat die Kleine betört! . . . Sie mochte ihn nicht, und er wird sie mit diesem gesetzlich ganz wertlosen Papier überredet haben. Alsdann ist er gestorben . . . Laßt sehen: von 1854 datiert, es sind also zehn Jahre her. Das Mädchen muß jetzt volljährig sein, zum Teufel! Wie mag dieser Schuldschein in Charpiers Hände kommen? . . . Ein Fruchthändler, dieser Charpier, der gegen wöchentliche Zinsen wucherte. Sicherlich hat ihm das Mädchen dies als Pfand für etliche Thaler dagelassen; vielleicht hat er auch die Vertreibung übernommen . . .“

„Aber,“ unterbrach die Méchain, „das ist ja sehr gut, ein wahrer Coup!“

Busch zuckte verächtlich die Achseln.

„Ach nein, rechtlich ist das gar nichts wert, sage ich Ihnen . . . Lege ich es den Erben vor, so können sie mich fortjagen, denn man müßte den Beweis erbringen, daß der Graf das Geld wirklich schuldig war . . . Allein, wenn wir das Mädchen wieder auffinden, so hoffe ich, sie tirre zu machen und zu einem Vergleich zu bringen, um unangenehmes Aufsehen zu vermeiden . . . Verstehen Sie? Forschen Sie nun nach dieser Léonie Cron, schreiben Sie an Foyeux, er solle aussfindig machen, wo sie jetzt nistet. Dann wollen wir unsren Spaß erleben.“

Er hatte die Papiere in zwei Haufen gesondert, die er sich gründlich zu prüfen vornahm, wenn er allein wäre, und blieb regungslos stehen, die Hände flach auf die Papiere gelegt.

Nach einer Pause begann die Méchain wieder:

„Ich habe mich mit den Wechseln Jordan beschäftigt; mir war's, als hätte ich unsren Mann gefunden. Er hat irgendwo eine Anstellung gehabt und schreibt jetzt für Zeitungen, man verweigert einem die Adressen, und: dann glaube ich, daß er seine Artikel nicht mit seinem wahren Namen unterzeichnet.“

Ohne ein Wort zu reden, hatte Busch den Arm nach den Akten Jordan ausgestreckt und sie von ihrem alphabetischen Platz genommen. Es waren sechs Wechsel von je fünfzig Frank, schon fünf Jahre alt und von Monat zu Monat ausgestellt, eine Gesamtsumme von dreihundert Frank, die der junge Mann in den Tagen des Glends seinem Schneider unterschrieben hatte. Bei Vorzeigung nicht bezahlt, waren die Wechsel durch ungeheure Kosten angewachsen und die Akten furchtbar angeschwollen, so daß zur Stunde die Schuld auf siebenhundertdreißig Frank und fünfzehn Centimes gestiegen war.

„Wenn der Mensch eine Zukunft hat,“ murmelte Busch, „dann erwidern wir ihn immer noch.“

Dann brach sich wohl eine Gedankenverbindung bei ihm Bahn, und er rief: „Sagen Sie mal, und die Affaire Sicardot, geben wir die auf?“

Trauernd hob die Méchain ihre dicken Arme himmelwärts, daß die Verzweiflung ihren ganzen kolossalen Körper erschütterte.

„Ach, gütiger Herrgott,“ jammerte sie mit ihrer Füstelstimme, „ich gehe noch daran zu Grunde!“

Die Affaire Sicardot war nämlich eine ganz romantische

Geschichte, die sie gern erzählte. Ein Bäschen von ihr, Octavia Chavaille, spät geborene Tochter einer Vatersschwester, war als Sechzehnjährige eines Abends auf den Treppentufen in einem Hause der Rue de la Harpe überfallen worden, wo sie mit ihrer Mutter im sechsten Stockwerk ein kleines Logis bewohnte. Das schlimmste war, daß der betreffende Herr, ein verheirateter Mann, der, seit kaum acht Tagen mit seiner Frau eingetroffen, im zweiten Stockwerk ein Zimmer in Aftermiete bewohnte, so leidenschaftlich gewesen war, daß die arme Octavia, mit alzu rascher Hand gegen die Ecke einer Treppentstufe geworfen, sich die Schulter verrenkt hatte. Daher gerechter Zorn der Mutter, die beinahe einen scheußlichen Skandal angefangen hätte, trotz der Thränen der Kleinen, die eingestand, daß sie sich's gerne hatte gefallen lassen, daß es nur ein Unfall war, und es ihr gar zu leid thäte, wenn man den Herrn ins Gefängnis brächte. Da hatte die Mutter geschwiegen und sich begnügt, eine Summe von sechshundert Frank zu fordern, auf zwölf monatliche Wechsel von fünfzig Frank verteilt. Das war ja kein häßlicher Handel, das war sogar bescheiden; denn die Tochter, die gerade als Nähterin ausgelernt hatte, konnte nichts mehr verdienen, lag krank zu Bett, kostete schwer Geld und wurde zudem so schlecht gepflegt, daß sie infolge einer Retraction der Armmuskeln ein Krüppel blieb. Vor Ablauf des ersten Monats war der Herr verschwunden, ohne seine Adresse zu hinterlassen. Nun schritt das Unglück rasch weiter und prasselte hageldicht herab. Octavia gebar einen Jungen, verlor ihre Mutter und versiel in ein liederliches Leben und in tiefes Elend. In der Cité de Naples bei ihrer Base Méchain gestrandet, war sie bis zu ihrem sechszwanzigsten Jahre auf den Straßen herumgezogen. Sie konnte mit dem Arm nicht arbeiten, verkaufte hier und da Citronen auf dem Hauptmarkt, verschwand dann auf ganze Wochen mit Männern, von denen sie betrunken und mit blauen Malen am Körper heimgeschickt wurde. Endlich war sie zu Grunde gegangen. Frau Méchain aber hatte den Knaben Victor behalten müssen, so daß von diesem ganzen Abenteuer nur die zwölf unbezahlten Wechsel mit der Unterschrift „Sicardot“ übrig blieben. Mehr hatte man nicht erfahren können als: der Herr hieß Sicardot.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Verwandte.

Von Wladimir Kirjalkow.

„Unser Georg muß Nachhilfsstunden bekommen . . .“  
 „So? Weshalb denn? Hat er wieder eine schlechte Censur nach Hause gebracht? Der Junge ist doch zu faul!“  
 „Faul nicht! Es wird ihm nur so schwer, Wassil . . . Jetzt noch gar mit der Algebra . . . Schließlich bekommen doch alle Kinder aus besserem Hause Nachhilfsstunden. Das ist schon mal so Gertommen.“  
 „Wieder 'ne neue Ausgabe. Ich weiß gar nicht mehr, wo mir der Kopf steht. Die Wohnung allein kostet 1500 . . . Im Sommer waren wir im Auslande, im Winter mußt Du durchaus Deinen jour fixe haben . . . Wo soll ich all' das Geld herschaffen?“  
 „Dein Neffe, der Student Petja Rogin, kann ja die Nachhilfsstunden geben, dann kostet uns das nichts. Er kommt so häufig in unser Haus. Wir sind immer freundlich zu ihm. Er tanzt bei uns, ißt Abendbrot . . . Auf irgend eine Weise muß er sich doch dafür erstemlich zeigen! Andre Leute sind nicht so liebenswürdig gegen arme Verwandte. Und es kostet ihn doch nichts, wenn er täglich zwei Stunden mit Georg arbeitet. Nach den Stunden kann ich ja mit ihm auf die Eisbahn gehen. Ich möchte so gerne Schlittschuhlaufen lernen, weiß aber thatsächlich nicht, mit wem . . .“  
 „Nein, umsonst . . . das ist und bleibt unanständig, was Du auch sagen magst!“  
 „Na, dann kannst Du ihm ja meinetwegen versprechen, Du wirst ihm nach Beendigung seiner Studien eine Anstellung besorgen. Das verpflichtet einzuweilen doch zu nichts . . .“

„Du, Manjal, Ich habe mir neue Visitenkarten drucken lassen. Wie gefallen sie Dir?“  
 „Laß mal sehen! „Nikolai Patolowitsch Gruschin, Agent und Kommissionsär, Bekandler des bekannten Millionärs Gruschin.“ Warum hast Du denn auf der Visitenkarte die Verwandtschaft mit diesem Gruschin erwähnt? So etwas thut man doch nicht.“  
 „Ob man's thut oder nicht, ist mir ganz gleichgültig! Die Hauptsache ist, es kann mir sehr förderlich sein. Größeren Kredit, verstehst Du? . . . Zum Teufel! Irgend einen Nutzen muß ich doch davon haben, daß ich mit diesem Herrn Gruschin verwandt bin. Von seinem ganzen Geld haben wir ja bisher noch nicht eine Kopeke gesehen. Der Hallunkel! Erinnerst Du Dich? Ich hatte ihn als Brautvater zu unsrer Hochzeit geladen. Der Herr sagte natürlich ab! Sold's eine Geringschätzung gegen Verwandte!“  
 „Aber sag' mal, Kolja, wie ist er denn eigentlich mit uns verwandt? Doch nur ganz weitläufig?“

„Selbstverständlich nur ganz weiltäufig. Aber trotzdem... Nicht jeder hat solch' einen reichen Verwandten! Da macht man ihn sich, wenn nicht anders, wenigstens auf der Visitenkarte zu Nutzen.“

„Sehr freundlich von Ihnen, Olga Andrejewna, daß Sie gekommen sind.“

„Aber ich bitte Sie, Klavdja Wassiljetona, wie dürfte ich es wagen, Ihrer Einladung nicht Folge zu leisten! Das wäre ja gar nicht verwandtschaftlich.“

„Schön, schön! Also um was es sich handelt... Heute findet ein kleines Diner bei uns statt... ein paar Leute, mit denen mein Mann geschäftlich zu thun hat...“

„Aber ich bin ja gar nicht danach angezogen!“

„Thut nichts: ich gebe Ihnen nachher eins meiner Kleider. Wir haben 12 Personen eingeladen. Mit meinem Mann und mir werden wir also gerade 14 zu Tisch sein. Aber wenn nun irgend einer der Herren nicht kommt, sind wir bloß 13... Und das ist sehr unangenehm, verdirbt manchen Leuten sogar den Appetit. Da habe ich mich Ihrer erinnert. Gehen Sie einstweilen in mein Schlafzimmer, ziehen Sie sich um und warten Sie. Wenn alle Gäste kommen, schicke ich Ihnen das Essen hinein. Wenn jedoch bis 7/7 nur 11 Personen da sind und wir zu Tisch gehen müssen, rufe ich Sie. Aber bitte: mischen Sie sich nicht in die Unterhaltung und begießen Sie mein Kleid nicht mit Sauce. Und dann noch eins: essen Sie um Gotteswillen nicht so viel. Ich gebe Ihnen lieber später noch etwas zu essen.“

„Ich wollte Dich schon lange mal fragen, Andrei Andreitsch: Warum wirfst Du diesen Herrn Motzkow nicht hinaus?“

„Ach! Also Dir ist es auch aufgefallen, daß er meiner Frau etwas... hm... den Hof macht?“

„Wem ist das wohl nicht aufgefallen? Das fühlt ja ein Blinder mit dem Stod. Ich rate Dir als alter Freund: mach' ein Ende, je schneller, desto besser. Du kannst Dich auf meine langjährige Erfahrung verlassen.“

„Ja, weißt Du, ich befinde mich da in einer peinlichen Lage. Dieser Mensch spielt sich nämlich als Verwandter meiner Frau auf. Sie duzen sich sogar. Nun frage ich Dich: kann man mit einem Verwandten so sans façon umspringen? Nein. Denn gleich würde das Gerede losgehen: „Natürlich, arme Verwandte kann man beleidigen.“ Bemöglich kommt's noch in die Zeitungen...“

„Hm ja... in der That eine peinliche Lage.“

„Bezüglich meiner Frau, siehst Du, bin ich vollständig ruhig. Ihre ganze Sympathie für diesen Motzkow kann man sehr gut aus den verwandtschaftlichen Beziehungen erklären: Viel unangenehmer ist mir, daß der Kerl mich beständig anpöppt, als Verwandter natürlich — ohne jemals eine Skopete zurückzugeben. Nein sagen — das ist auch unmöglich! Wie kann man einem armen Verwandten eine Witte abschlagen, wenn er sich womöglich in Not befindet? Das wäre unpassend, sogar direkt unzeitgemäß.“

„Vielleicht verheiratest Du ihn... Du wirst doch irgendwo eine arme Verwandte haben, die ihn mit Freuden nimmt. Gib ihr meinetwegen 2000 oder 3000 Rubel als Mitgift. Dann bist Du ihn wenigstens auf einmal los. Wenn Du alles beim alten läßt, kostet Dich der Spatz mit der Zeit leicht noch mehr. Am Ende hat er gar Schulden, die Du auch bezahlen mußt? So etwas kann man niemals wissen. Wenn Du ihn aber verheiratest, bist Du ihn los, die arme Verwandte ebenfalls und hast außerdem noch Wohlthaten erwiesen.“

„Sie haben mich rufen lassen, Onkelchen. Was steht zu Diensten?“

„Also, Veronjtscha, ich wollte Dich bitten: ... ändere Deinen Familiennamen!“ ...

„Warum?“

„Weil es mir bei meiner gesellschaftlichen Stellung im höchsten Grade peinlich ist, denselben Familiennamen wie Du zu führen. Du konprimittierst mich auf Schritt und Tritt. Bald nimmst Du an einer Ballonfahrt teil, bald wirst Du wegen irgendwelcher faulen Geschichte vor den Friedensrichter geladen, bald schreibst Du ein Stück, das durchfällt, bald verjinst Du sogar in leihargischen Schlaf... Kurz: Dein Name steht fast täglich in den Zeitungen und jedesmal fragt man mich: ein Verwandter von Ihnen? Urteile selbst: weshalb soll ich unter Deinen dummen Streichen mitleiden? Ich bitte Dich also, ändere Deinen Familiennamen. Zu dem Zweck mußt Du ein Gesuch beim Senat einreichen. Schließlich kostet es Dich doch nichts und mir thätest Du damit einen großen Gefallen.“

„Meinetwegen, Onkelchen. Jedoch unter einer Bedingung: machen Sie ein Testament und setzen Sie mich zu Ihrem Universalerben ein. Das kostet Sie doch auch nichts und mir thun Sie damit einen großen Gefallen...“

### Kleines feuilleton.

— Dorschfischerei an der Küste von Norwegen. Im „Globe“ bringt Dr. B. Kobelt einige Auszüge aus den Abhandlungen des Deutschen Seefischerei-Vereins. Im 6. Bande wird die Seefischerei Norwegens behandelt. Was aber die Fischerei auf den Dorsch gefagt wird, möge hier Platz finden: Die Dorschfischerei an den Lofoten hat zu allen Zeiten bei der norwegischen Seefischerei in erster Linie gestanden, sowohl was den Reichtum des Fanges als

was seine Sicherheit betrifft. In letzterer Hinsicht haben freilich die Jahre 1899 und 1900 den alten Glauben bedenklich erschüttert: gegenüber 35,6 bis 46,5 Millionen Fische in den vorhergehenden Jahren ergab 1899 nur noch 15 Millionen, 1900 gar nur 8 1/2 Millionen Stüd, ohne daß man eine bestimmte Ursache dafür angeben könnte. Die Dorschfischerei an den Lofoten ist bekanntlich im wesentlichen Winterfischerei; sie beginnt schon im Dezember, erreicht ihren Höhepunkt im Januar und Februar und nimmt im März langsam ab. Früher galt der 14. April als Endtermin und gleichzeitig als Anfang der Fischerei an Finnmarken; jetzt bleiben viele Fischer im Westfjord — der Meerenge zwischen den Lofoten und Norwegen —, bis der Telegraph ihnen die Ankunft der Fischschwärme auf den nördlicheren Fischgründen meldet. Der Telegraph ist für die norwegische Fischerei überhaupt ein ganz unentbehrliches Hilfsmittel geworden, und die Regierung hat ihr Bestes gethan, um alle den Fischfang betreffenden Nachrichten so rasch wie irgend möglich zur allgemeinen Kenntnis zu bringen. Die Bögte und Amtmänner der verschiedenen Bezirke sammeln alle auf die Fischerei bezüglichen Nachrichten und übermitteln sie mindestens einmal wöchentlich — in der Saison auch öfter — an bestimmte Centralstellen, von denen sie umgehend an alle Telegraphenämter weiter gegeben werden und zwar zur sofortigen Veröffentlichung. Am wichtigsten ist das natürlich für den „Sild“, den Hering, dessen Schwärme bald hier, bald dort in besonders großer Menge auftreten; aber auch beim Dorschang kann viel Geld gespart werden, wenn die Fischer nicht eher auszulassen brauchen, als bis sichere Nachrichten über das Eintreffen der Fische da sind.

Im Westfjord wurden am 16. März 1898 beinahe 30 000 Fischer gezählt, deren Heimat sich längs der norwegischen Küste über acht volle Breitengrade erstreckt. Zu ihrer Veaufsichtigung entsendet die Regierung neun Beamte mit 27 Unterbeamten, außerdem sieben Aerzte, die bei der angestrengten, gefahrvollen Thätigkeit mehr wie genug zu thun finden. Die Fischer wohnen nur zum Teil auf ihren Schiffen; die meisten suchen Unterkunft am Strande, wo die Landbesitzer eigne Holzhäuschen (Korboder) zum Vermieten an sie errichtet haben. Das kleine Dörfchen Hemmingsbaer mit 66 Einwohnern hat z. B. Unterkunftsräume für etwa 4000 Fischer, und diese reichen nicht immer aus. Zu den Fischern kommen die nötigen Handwerker, auch allerhand fahrendes Volk, und hauptsächlich die Fischläufer, die Handelsherren aus Bergen, aus Kristiansund, aber auch aus Dronheim und Alesborg, im Jahre 1898 mit 554 Fahrzeugen, die eine Besatzung von 2549 Mann hatten. Gefischt wird mit Rezen, Langleinen und Handangeln; als Köder für die Angeln dienen Serringe, Tintenfische und Miesmuscheln.

Um die Mitte des April beginnen die Scharen der Fischer sich zu lichten; sie gehen nordwärts zum Fang des Loddedorsches. Um diese Zeit kommt nämlich die Lodde, der nordische Stint, in Scharen zum Laichen an die Küste und mit ihm sein grimmigster Verfolger, der Dorsch, den hier also nicht der Fortpflanzungstrieb, sondern die leicht zu erlangende Nahrung in den Bereich des Menschen führt. Der Norweger läßt es sich freilich nicht ausreden, daß es die Waffische sind, welche die beiden Fischarten an die Küste treiben. Die Fischerei ist hier wesentlich Angel-fischerei, die in Rezen gefangene Lodde muß den Köder liefern; die Zahl der Fischer beläuft sich manchmal auf 20 000, der Fang dauert bis Ende Mai oder Anfang Juni.

Gleichzeitig mit dem Lofotensfang findet eine nicht unwichtige Dorschfischerei weiter südlich bei Storeggen statt, wo der Festslandsjodol Norwegens ebenfalls weit nach Westen vorpringt, aber ohne Inseln zu tragen, wie an den Lofoten. Diese Ränke werden hauptsächlich von einer an der benachbarten Küste ansässigen Fischereibevölkerung ausgebeutet, welche auch im Sommer einen sehr einträglichen Fischfang betreibt. Kristiansund und Alesund sind die Hauptorte; sie verwenden auch Dampfer und größere Fischereifahrzeuge. Vom Klima mehr begünstigt, haben sie in den letzten Jahren einen erheblichen Aufschwung genommen und z. B. in 1898 etwa 9 1/2 Millionen Dorsche gefangen.

Von den Dorschen wird vor allen Dingen die Leber auf Lebertran verarbeitet; in 1898 waren dazu 119 Dampfapparate im Gang; aber ein guter Teil, und zwar gerade die feinsten Sorten, wird gewonnen, indem man die Lebern in Pflaster schichtet und dort sich selbst überläßt. Das Fleisch wird noch in alter Weise zu Klippfisch und Stodfisch verarbeitet. Die Köpfe geben, getrocknet und gemahlen, einen geschätzten Guano, der Roggen wird in großen Quantitäten (40 000 bis 60 000 Hektoliter) gesalzen nach den Mittelmeerländern ausgeführt, wo er als Köder beim Sardinenfang dient, die Schwimmblasen werden teils zu Fischlein verarbeitet, teils gehen sie als Gelatine nach den Mittelmeerländern, nach Westindien und selbst nach China. Unbenutzt bleibt fast nichts vom Dorsch. —

ac. Die erste deutsche Nordpol-Expedition. Für die Erforschung der arktischen Gebiete ist im Mittelalter das meiste von Norwegen aus geschehen. Wikbergnigte Söhne dieses Landes haben im 9. Jahrhundert Island besiedelt, von da ward im folgenden Jahrhundert Grönland entdeckt, und um das Jahr 1000 gelangten bekanntlich kühne Seefahrer nordwestlicher Abstammung sogar bis nach dem nördlichen Amerika, das sie Winland nannten. Einen kleinen Anteil aber haben auch deutsche Abenteurer an den früheren Fahrten ins nördliche Eismeer gehabt. Zur Zeit, als Vegelin Erzbischof von Hamburg und Bremen war (1035—1045), verbanden sich

eltliche friesische Edelinge zur Lösung der Frage, ob man thatsächlich, von der Besehrmung immer weiter nordwärts fahrend, kein Land erreiche, sondern den unbegrenzten Ocean vor sich habe. Zu dem Zwecke verließen sie auf mehreren Schnellseglern die friesische Küste und steuerten nordwärts zwischen England und Dänemark durch zu den Ortnes-Inseln an Island vorbei und unter Anrufung des heiligen Friesenbefehlers Willehad immer weiter ins Polarmeer hinein. Bald umfing sie auf der eisstarrten Meeresfläche die andauernde Winternacht. Aber größere Schrecken waren ihnen noch vorbehalten. Sie gerieten in so eine Art von riesiger Charybdis, die alle Meeresfluten in sich einsaugte, um sie nachher wieder auszuspeien, wovon denn die Erscheinung der Flut ihre Erklärung empfangen soll. Ueber diesen sonderbaren Maelstrom wird man schon stäubig und fragt sich, ob hier irgend eine Naturerscheinung von der erschreckten Phantasie der deutschen Nordpolfahrer verzerrt wiedergegeben ist, oder ob sie gar ein Garn gesponnen haben, um leichtgläubige Landratten das Gruseln zu lehren. Wie dem auch sei, die Strömung ritz ein paar Schiffe mit Mann und Maus auf Kimmertwiedersehen hinweg. Die übrigen entfernte der zurückkehrende Wasserstrom vom Orte der Gefahr. Unverhofft gelangten sie an eine klippenreiche Insel, landeten und fanden Menschen, die in unterirdischen Höhlen zur Mittagszeit verborgen lagen. Diese Leute könnten zur Not als Eskimos passieren, wenn sie nicht gleich unter die Fabelwesen zu zählen wären, weil ihnen der Besitz von unermeßlich viel Gold und andern Schätzen zugeschrieben wird, die vor den Thüren ihrer Behausungen lagen. Die erkrenten Entdeckungsreisenden langten natürlich wader zu und machten sich mit ihrem Raube eiligst auf den Rückweg zu den Schiffen. Aber nun kommt es noch besser. Ungeheure Riesen, den Cyclopen zu vergleichen, erscheinen auf einmal auf der Bildfläche, begleitet von Hunden entsprechender Dimension. Einen von den Deutschen ereilten die verfolgenden Ungethime und zerrissen ihn. Die andern entkamen und gelangten schließlich glücklich nach Bremen zurück, wo sie dem Erzbischof all ihre Abenteuer zerkleinert erzählten und zum Dank für ihre wunderbare Rettung aus den Gefahren des Eismeres Christo und dem hl. Willehad Opfer darbrachten. Es liegt nahe, diese ganze deutsche Nordpolfahrt des 11. Jahrhunderts ins Reich der Sagen zu verweisen. Das wird aber dadurch verwehrt, daß sie von einem unanfechtbaren Zeitgenossen, dem nachmaligen Bremer Erzbischof Adalbert, dem Vormund König Heinrichs IV., bezeugt ist. Adalbert erzählte die erstauflige Sache dem Bremer Domherrn Adam, der seiner Hamburgischen Kirchengeschichte einen Bericht darüber einverleibt hat. Deshalb sind natürlich verschiedene Umstände des Reiseberichts nicht weniger unwahr, woraus denn die betrübliche Thatsache folgt, daß die hiesigen Friesen mit dem langen Messer aufgeschnitten haben und zwar nicht zu wenig. Aber der Ruhm, die erste deutsche Nordpolexpedition unternommen zu haben, bleibt ihnen trotz ihrer Münchhausianen. —

**Theater.**

Lessing = Theater. (Nachmittags = Vorstellung.) „Die Aebtissin von Jouarra“, Drama von Ernst Renan. — „Auf der Fährte“, drei Scenen von Charles van Lerberghe. — Ein Lustern waltete über der Vorstellung. Das Theater war schlecht besucht, der materielle Ertrag, der für das Säuglingsheim bestimmt war, so mager wie der künstlerische. Der Name Renan hatte die Hoffnungen hoch gespannt. Von dem gläubig-ungläubigen Verfasser des „Leben Jesu“, dem gelehrten philosophischen Kirchenhistoriker und glänzenden Essayisten, dessen Denkart so festan und hochfliegendem Enthusiasmus und skeptischer Ironie schwankt, mochte man kein Werk dramatischer Kraft erwarten, wohl aber ein eigenartig geprägtes, nuancenreiches, nachdenkliches, mit stimmungsvollen, halbverbüllten Tönen. Indessen die „Aebtissin“ ist weder stark noch fein. Was Brandes in seiner interessanten Renan-Skizze berichtet, dies Stück, das letzte Renans, habe bei seinem Erscheinen im Jahre 1886 sensationelles Aufsehen in Paris gemacht und sei, von einem Teil der Presse aufs leidenschaftlichste angegriffen, schon binnen Jahresfrist in einigen zwanzigtausend Exemplaren abgesetzt, ist schwer begreiflich. Zwei Liebende hat uns der Dichter zeigen wollen, die durch die Sargungen der Kirche im Leben geschieden, in der Todesstunde ihren Liebesbund feiern. Aber weder die Schauer des Todes, noch in ihnen die Glut der Liebe läßt er uns wahrhaft spüren. Wir glauben nicht an diese Brautnacht im Angesichte des Scafotts; und ebensowenig an den Liebestammel einer todgeweihten Menschheit, von dem Renan spricht. „Ich denke mir oft, sagt er im Wortwort zu dem Drama, wenn die Menschheit die sichere Gewähr dafür erhielte, daß die Welt in zwei, drei Tagen zu Grunde gehen werde, so würde die Liebe von allen Seiten mit einer Art von Raserei losbrechen. Alles wäre dann gestattet. Nichts hätte Folgen. Da wollte die Welt einen Liebestrank trinken, daß sie stürbe in einem Womerausch.“ So mögen sich die Frommen wohl die Menschheit, wenn ihr die Furcht eines vergeltenden Gottes einmal genommen wäre, denken.

Das Stück spielt in einem Gefängnisse des revolutionären Paris von 1793. Man sieht die Gruppen der zur Guillotine Verurteilten im Vorhofe des Kerkers. Der junge Marquis d'Arcy ist einer von denen, die mit völlig gefahmtem Sinn der Hinrichtung harren. Er ist ein Freund der Freiheit, ein begeistert an den Fortschritt

Glaubender. Die Idee des erhabenen, einzig den eignen notwendigen Gesetzen gehorchenden Weltalls, die feste Ueberzeugung, daß der Tod nur Rückkehr in den Schoß der ewig neuen Leben aus sich gebärenden mütterlichen Erde sei, giebt seinem Geiste die Ruhe heiterer Zuversicht. Nur daß er scheiden soll, ohne die, die er geliebt hat, und die er nicht besitzen durfte, noch einmal gesehen zu haben, wirft in seine Seele einen Schatten. Da öffnen sich die Thore und als Gefangene wird die, von der er träumt, herbeigeführt. Es ist die Aebtissin, ganz so edel und furchtlos wie der Jüngling, gottgläubig, aber der Enge kirchlicher Dogmatik weit entwachsen. In einem langen, langen Monologe redet sie, einsam in ihrer Zelle, zu uns. Nur noch wenige Stunden der Nacht und der Karren, der sie und den Marquis zur Richtstätte bringen soll, wird durch die Straßen humpeln. Plötzlich tritt der Jüngling ein und es entspinnt sich einer der wundersamsten Dialoge. Wenn in den letzten Augenblicken, aus den Tiefen des Unbewußten aufsteigend, die Angst des Todes ihn gefaßt hätte, wenn er, das Schreckbild des scharfgeschliffenen Beils vor Augen, Trost, Muth, Betäubung suchend, mit stammelnden Worten sie ansehen würde, sich ihm hinzugeben — es wäre wenig edel, doch verständlich. Aber so, gestieft und gepornt mit allem Heroismus des ersten Altes anzurücken, und doch von dieser Frau, die ein Gelübde bindet, daselbe fordern, es sozusagen programmatisch fordern, mit logischer Präcision und wohlgelegten Argumenten, weil nämlich jetzt doch kein Grund mehr vorläge, Rücksicht auf irgend welche Menschennorm zu nehmen, das ist bei aller klingenden Rhetorik — „jett beginnt meine Seligkeit“, sagt die endlich bekehrte Aebtissin — weder „edel“, noch verständlich. Die Scene, die entscheidende des Stückes, wirkte auf der Bühne, wenigstens für mein Empfinden, unatürlich bis zum Abstoßenden. Die Logik des Marquis hat übrigens, wie sich im dritten Akte herausstellt, mit falschen Voraussetzungen gearbeitet. Er muß auf das Scafott, sie wird, aus irgend einem Zufall, begnadigt. Wenn sie nun in dieser Nacht empfangen hätte, wenn das Weiterleben ihre Schande vor der Welt offenbar machen würde! Die Stolge geht hinter die Coulissen, um sich an ihrem Schleier aufzuhängen, und kehrt dann, rechtzeitig abgeschnitten, auf die Bühne zurück, wo sie einem Abbe heischt. Sie will säubern. Die Mutterkraft, die sie gefürchtet, wird ihrem Leben einen neuen, tieferen Inhalt geben. — Die Darstellung milderte nicht die deklamatorischen Gebrechen des Stückes, im Gegentheil. Luise Dumont, die ausgezeichnete Schauspielerin des Deutschen Theaters, die die Hauptrolle übernommen, stand unter dem Druce einer starken Indisposition.

Der Einakter von Charles v. Lerberghe — eine Sterbescene mit rätselhaften Poltergeistern vor der Kammerthür — hatte keine Spur von Bühnenwirksamkeit. Stimmungsvoll war Vermanns Musik dazu, höchst natürlich das Spiel von Frau Esford. — —dt.

**Humoristisches.**

— Kathederblüte. Vortragender Professor: „Der Kukud legt seine Eier in die Vögel fremder Nester — nein: seine Vögel in die Eier fremder Nester — nein: seine Nester in die Eier fremder Vögel — nein: seine Vögel in die Nester fremder Eier — nein, aber wenn er selber brütete, wie andre vernünftige Vögel, käme man auch nicht dazu, immer mit seinen Eiern und Nestern durcheinander zu geraten.“ —

— Moderne Forscher. Eben Hedin: „... Und dann marschierte ich wochenlang in Tibet durch eine baumlose Wüste.“

Karl Peters: „Baumlos? Ja, woran haben Sie denn da Ihre Voys aufgehängt?“ —

(„Lustige Blätter“.)

**Notizen.**

— Rudolf Pothars neues Drama „Die Königin von Cypern“ wird noch in dieser Saison im Hamburger deutschen Schauspielhaus in Scene gehen. —

— „Der heilige“, ein neues Drama von Paul Geyse, erlebt im April im Hamburger Stadttheater die Erstaufführung. —

— Koda = Koda's Schauspiel „Dana Petrovitch“ erzielte bei der Erstaufführung in Prag einen starken Erfolg. —

— Der 8. Sinfonie = Abend der Igl. Kapelle findet am 9. März statt. Weingartner dirigiert. Zur Aufführung gelangt: Sinfonie A-moll von Saint-Saëns, zwei Stücke aus „Fausts Verdammnis“ von Berlioz, Violinkonzert von Mendelssohn (Professor Hallé) und Jupiter-Sinfonie von Mozart. —

— Eine Ludwig v. Hofmann = Ausstellung hat der Salon Keller u. Meiner veranstaltet. —

— Bei Cassirer wird Mittwoch eine Kollektiv = ausstellung von Werken Claude Monets eröffnet. —

— Zola's Nachlaß. Am 9. März beginnt im Hotel Druot in Paris die Versteigerung der Bibliothek, der Kunstsammlungen und Möbel Emil Zola's. Seine Witwe trennt sich von diesem Besitz, da das Verbleiben geringer ist, als angenommen wurde, und da sie die Zukunft der beiden auferhebelichen Kinder des Verstorbenen sicher zu stellen wünscht. —